

»Wie viele Momente gab es noch im Leben, die besser anders gelaufen wären« – fragt sich Berie öfter in diesem Sommer, den sie mit ihrer besten Freundin Sils verbringt. Ein Sommer voller Aufbruchsehnsucht, ersten Flirts, gegenseitigen Bekenntnissen. Beide arbeiten in »Storyland« – einem Märchen-Vergnügungspark, wobei die hübsche Sils als Cinderella die Besucher bezaubert. Berie hingegen ist die Kluge, die noch nicht ganz so weit entwickelt ist, gerne mal im Abseits steht – eine linkische Froschkönigin, die Sils vor falschen Prinzen bewahrt. Auch wenn man ahnt, dass diese Freundschaft nicht bestehen wird, so wird sie doch jene sein, die Berie in ihrem Herzen bewahrt, wie die Erinnerung an das Mädchen, das man einmal war und nie wieder sein wird.

Lorrie Moore, geboren 1957 in Glens Falls, New York, lehrt Anglistik an der University of Wisconsin-Madison. Bekanntheit erlangte Moore vor allem durch ihre Kurzgeschichten, für die sie unter anderem den O.-Henry-Preis und den Rea Award for the Short Story erhielt. Ebenfalls erschienen sind bei BvT *Pepsi Hotel*, *Was man von einigen Leuten nicht behaupten kann* und *Leben ist Glücksache*. Im Frühjahr 2011 erscheint ihr neuer gefeierter Roman *Ein Tor zur Welt* im Berlin Verlag.

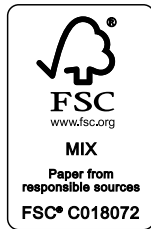
LORRIE MOORE

DIE FROSKKÖNIGIN

Roman

Deutsch von
Patricia Klobusiczky

Berliner Taschenbuch Verlag



Mai 2011

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel

Who Will Run the Frog Hospital?

bei Alfred A. Knopf Inc., New York

© 1994 by Lorrie Moore

Die deutschsprachige Ausgabe erschien erstmals 1996

bei Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

© 1996, 2011 der deutschsprachigen Übersetzung, Patricia Klobusiczky

© 2011 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung

einer Vorlage von © Richard Fremont / getty

Satz: L101 Mediengestaltung, Berlin

Druck und Bindung: Clays Ltd, St Ives plc

Printed in Great Britain

ISBN 978-3-8333-0755-3

www.berlinverlage.de

Für M F B

*Warum Aufmerksamkeit heischen – wie ein Frosch – den
eigenen Namen preisgeben – den ewigen Juni*

Emily Dickinson

Gottlob wurde dieser See als Sinnbild tief und rein geschaffen.

Henry David Thoreau, *Walden*

Gut gelaufen, Thisbe.

William Shakespeare, *Ein Sommernachtstraum*

In Paris essen wir jeden Abend Hirn. Mein Mann mag den luftigen, fischartigen Schaum. Für ihn ist es eine Art Meeresfrucht, die vom Schädel fest umschlossen wird, wie Schalentiere in den dunklen Höhlen des Ozeans, die sich plötzlich freischwimmen und vom Licht getötet werden; das Hirn ist zu Muschelfleisch geworden, vor lauter Geborgenheit, Unverwundbarkeit, verträumten Nächten. Ich esse, weil ich in die Vergangenheit versetzt werden will.

»Auf des Nachbarn Feld steht das Korn immer besser«, sagt Daniel, mein Mann, mit erhobenem Zeigefinger, als sei ihm diese Eingebung gerade durch die *cervelles* gekommen. »Denke stets an das Tier, das du ißt. Und es wird auch an dich denken.«

Ich warte auf einen Proustschen Moment, auf vergessene Kindheitsgeschichten. Ich kaue lange darauf herum, bringe das Hirn zum Schmelzen, ich warte, daß etwas in meinem Kopf freigesetzt wird, durch Empathie oder chemische Reaktion oder eine andere Form von Proteinzufuhr. Ein Sturm im Wasserglas, ein Taifun im Tintenfisch; es gibt auch Wein, und wir trinken reichlich davon.

Neben uns sitzen Leute, die uns Schnappschüsse von ihren Kindern zeigen. »*Sont-ils si mignons!*« sage ich. Mein Mann bildet Sätze in seinem persönlichen Kauderwelsch. *We, us, have no little ones.* Er kann kein Französisch. Aber er hat mal Spanisch gelernt, und jetzt erzählt er dem Ehepaar neben uns mit hartnäckiger Wehmut von unserer Kinderlosigkeit. »Aber«, fügt er hinzu, unserer Katze liebevoll eingedenk, »zu Hause haben wir einen großen *gato*.«

»*Gâteau* heißt ›Kuchen‹«, flüstere ich ihm zu. »Du hast ihnen gerade mitgeteilt, daß wir zu Hause einen großen Kuchen haben.« Ich weiß nicht, warum er ständig unsere Tischnachbarn in ein Gespräch verwickeln muß. Aber er tut es immer wieder, er findet es wohl freundlich und höf-

lich, gar nicht plump und aufdringlich, wie ich es dagegen empfinde.

Anschließend gehen wir stets zu demselben *chocolatier*, um Whiskeytrüffeln zu kaufen. Unter der Zunge spürt man den warmen Sturm, der in ihnen eingefangen ist.

»In welchem *agrandissement* sind wir gleich?« fragt mein Mann.

»Welches ›agrandissement?« entgegne ich. »Weiß ich nicht, aber ich glaube, wir sind in einem der *ganz* großen.« Mein Mann spricht *tirez* aus, als ob es spanisch wäre, *père*, als ob es *pier* hieße. Indem ich ihn zärtlich necke, überspiele ich, wie sehr mich sein Mangel an Liebe trifft. Und doch kommen wir miteinander aus. Wir zupfen uns gegenseitig am Ärmel. Wir rufen »guck mal da!« und hoffen, daß unsere Blicke zusammentreffen, unsere Gedanken verschmelzen. Wir sind in Paris, von makellosem Marzipan und Licht umgeben, umweht von dem leichten Geruch nach Abwasser und Polizeistaat. Ich mit meinem Hüftleiden und er mit seinen Plattfüßen (»Plattitüden« nennt Daniel sie) laufen wir beide über die Quais, im Nieselregen bleiben wir auf allen Brücken stehen und blicken auf diese hübsche Stadt, während wir uns beide insgeheim vorstellen, mit jemand anderem verheiratet zu sein – genau hier in Paris. Manchmal auch nicht, manchmal fragen wir uns einfach, stumm oder laut, was aus der Welt werden soll.

Als Kind habe ich eine Zeitlang alles mögliche versucht, um meine Stimme zu spalten. Ich wollte Akkorde anschlagen, meine Kehle zu Harmonien aufsplintern – ich stellte sie mir vor wie ein blühendes Klangfeld. Es schien mir durchaus machbar zu sein. Ich dachte, durch Konzentration und einen kräftigen Luftstoß könnte ich meinen Innenraum bevölkern, die Menschenmenge in meinem Kehlkopf entfesseln, Leben zur Welt bringen, all die Stimmungen

und Nuancen freisetzen, all die herrlichen und mystischen Wesen, von denen meine innere Sprache erfüllt war. Nachmittags zog ich allein los, bis hinter den Garten und die Johannisbeersträucher, an den lavendelköpfigen Schnittlauchbeeten und dem zarten Spargel vorbei, an den Sonnenblumen, die ein Reh oder verfrühter Frost umgeknickt hatte, und an den grasüberwucherten Gräben vorbei, bis zur Wiese weit hinter unserem Haus. Oder ich lief die Straße hinunter bis zu dem verlassenem Gelände neben der Marinekaserne, wo im Winter der dorfeigene Pflug- und Müllwagen Schnee ablud und im Sommer die Jungen manchmal Ball spielten. Von dort aus betrachtete ich die Wiesenblumen, den Mulch aus Sumpf und Laub, das Frühjahrsmoos, das auf den Steinen grünte, oder aber die zerklüfteten Berge von grauschmutzigem Schnee, je nach Jahreszeit – mal waren meine Handschuhe eisverklumpt, mal meine Hände schlammverklebt –, und dann sandte ich aus den Tiefen meines Kehlkopfes dunkle Töne zum Horizont hinaus und helle Töne steil zum Himmel empor. Ich muß wohl Schmerz empfunden haben. Ich wollte heulen und fliegen und entzweibrechen.

Das Ergebnis war viel Husten, Keuchen und eine Heiserkeit, die für ein Kind beängstigend war, wie mir Mrs. Leblanc, unsere Putzfrau, sagte. »Hast du dich erkältet, Miss Berie Carr?« fragte sie mich oft, wenn ich zu früh zum Mittagessen hereinkam. Sie sprach meinen Namen immer so aus, daß er irisch klang, obwohl er es nicht war. »Nee«, sagte ich dann barsch. Sie war fröhlich, aber auch brummig, und sie roch nach Zwiebeln; ich mochte ihren Atem nicht in meiner Nähe; ich wollte nicht, daß sie mich wie eine Krankenschwester untersuchte. Wir konnten uns eigentlich gar keine Putzfrau leisten, aber meine Mutter fühlte sich oft einsam, selbst in unserem überfüllten Haus,

und sie saß gern mit Mrs. Leblanc in der Küche zusammen, bei Zigaretten und Tee. Auch wenn ich Mrs. Leblanc nicht zu Gesicht bekam, selbst wenn es mir gelang, ihr aus dem Weg zu gehen, wußte ich doch, wann sie dagewesen war: Das Haus war dann von Tabakrauch erfüllt und immer noch unordentlich, abgesehen von den Zeitschriften, die zu neuen Stapeln geschichtet waren; meine Mutter summte vor sich hin; der Scheck war von der Anrichte verschwunden.

Als sich nach einem Jahr die Akkorde, die ich mir erhoffte, immer noch nicht eingestellt hatten und das einzige, was ich hervorzubringen vermochte, ein tiefes, dröhnendes Rasseln zur Begleitung meiner Hauptstimme war (wo blieb denn der Chor der Engel, der einzig wahre Jazz?), hörte ich schließlich auf. Statt dessen begann ich, mir bei Spinnweben und fünfeckigen Steinen ganz andere Dinge zu wünschen. Ich wünschte mir ewiges und geheimnisumwittertes Stummsein. Ich wollte das Mysteriöse Mädchen Ohne Stimme sein, die Enigmatische Elfe. Die menschliche Stimme interessierte mich überhaupt nicht mehr. Die menschliche Stimme war mir zu gewöhnlich. Ich fühlte, es war wichtig, etwas Außergewöhnliches zu tun. Ich wußte nur nicht, was.

Obwohl bei uns zu Hause keine einzige Stimme gewöhnlich war – eigentlich nicht. Auch wenn es mich praktisch ein ganzes Leben gekostet hat, das herauszufinden – bis zu jenem Sommer, in dem ich fünfzehn war. Außergewöhnlich war so manches: Jahre, in denen das kanadische Französisch meiner Mutter sich immer nur in die gräßlichsten Wiegenlieder einschlich. Oder der pseudovornehme Tonfall, den ihre Stimme annahm, wenn sie bei ihren ehrfurchtgebietenden Schwiegereltern Eindruck schinden wollte – ihre Stimme verwandelte sich, versuchte, sich

sozial und geographisch neu zu orientieren. Oder Jahre, in denen mein Vater sein Schuldeutsch bei den Mahlzeiten förmlich quer über den Tisch feuerte, während meine Mutter sich ängstlich bemühte, dieser Art Unterricht zu folgen, um beim Abendessen mit ihm über persönliche Dinge zu sprechen – ohne daß die Kinder etwas mitbekommen sollten. »Was ist los, Schätzchen?«

»Ich weiß nicht.«

Ab und zu wohnten Studenten aus fremden Ländern für einige Wochen bei uns, sie schliefen auf einem der Feldbetten – im Wohnzimmer, im Keller oder im Arbeitszimmer. Manchmal waren es auch Lehrer – aus Tunesien, Argentinien oder Tansania, aus Ländern, deren Namen wie die Namen bildhübscher kleiner Mädchen klangen. Es waren südamerikanische Städteplaner vertreten, afrikanische Flüchtlinge. »Meine Eltern wollten nur die Nachbarn schockieren«, erklärte ich dann Jahre später, wenn ich bei gesellschaftlichen Anlässen über meine Erziehung sprechen und im gleichen Atemzug amüsant sein sollte.

Für mich als Kind schien alles in unserem Haus fremd, verschlüsselt, von Stimmungen durchsetzt. Menschen kamen und blieben, dann gingen sie wieder weg.

Das bewirkte bei mir unter vielem anderen ein taubes Ohr für Sprachen. Mein Gehirn sträubte sich gegen die Laute, es setzte sie neu zusammen und verfremdete sie. Eine Zeitlang hielt ich Sandra Dee nicht bloß für eine Schauspielerin, sondern auch für einen der französischen Wochentage. Ich sang »Frère Jacques« und stieß zu meiner Verblüffung auf die Zeile »Sonny, lehr Martina«. In dem Bewußtsein, daß eine fremde Sprache oft mit dem spannungsgeladenen ehelichen Geheimcode einherging, von dem »die Kinder« ausgeschlossen waren, und all das verbotene Zwitschern

und Schnaufen allein »den Gästen« vorbehalten blieb, wurde ich immer mürrischer und stellte mich taub. Damals konnte ich mir mein Grollen selbst nicht erklären; ich schaltete mich einfach aus. Oft stocherte ich nur lustlos in meinem Essen herum – dem stark mehlhaltigen Hackbraten, dem kanadischen Eintopf mit Sülze oder den Fischstäbchen, deren Panade sich löste – oder ich aß zuviel. Ich stopfte mir den Mund voll und mußte mir beim Kauen den Bauch halten. Von früher Kindheit an und noch lange danach schien es mir nur eine Form von Höflichkeit zu sein, daß mein Gehirn sich immer dann sperrte, wenn ich etwas hörte, das nicht Englisch war – Mr. Gambaris Ibu oder Mrs. Carmen-Perez, die ein spanisches Lied sang. Meine Lehrer in der Schule – Französisch, Deutsch, Latein – riefen mich zwar ständig auf, doch ich konnte nicht hören, was sie sagten. Ich wußte nie, was gemeint war – ihre Lippen bewegten sich einfach, und zu mir drang ein Wirrwarr unheimlicher Laute.

Später, als ich schon erwachsen war, spielte mir jemand auf einer Dinnerparty eine Aufnahme von asiatischen Mönchen vor, die tatsächlich in der Lage waren, ihre Stimmen zu spalten. Sie brachten einen zersplitterten, chorartigen Klang hervor, als wäre jeder einzelne von ihnen zugleich er selbst und noch viele andere. Es war ein Chor des Gebrochenseins, des Klagens und Jammerns. Es war nicht schön, und doch erinnerte es mich ausgerechnet bei diesem öden Essen – ein jeder hatte etwas über Marx zu sagen, über Freud, Hockey, Hockney, über Liberale, die für dumm verkauft wurden, über Radikale, die an Phlebitis litten, ob Gorbatschow wohl bald einen Pflasterstein auf dem Sunset Boulevard bekäme? – erinnerte es mich an den Klang, den ich vielleicht zustande gebracht hätte, wenn meine Mühen belohnt worden wären. Es erinnerte mich daran, wie Kin-

der immer das Unmögliche wollen; daran, wie die Welt sie zurechtstutzt und bearbeitet, um sie in sichere Bahnen zu lenken.

»Sicher« bin ich heute gewiß – oder sollte es zumindest sein. Die Sicherheit ist in mir, sie hält mich aufrecht, wie ein Rückgrat. Mein Blut bahnt sich keine neuen Wege, es kennt seine Richtung schon, es sickert am vertrauten Ort dahin, wird träge und bequem. Und doch gibt es in der kleinen Stadt, in der wir leben, ganz andere Momente, selbst in letzter Zeit, wenn ich meinen Mann hin und wieder wegen eines nächtlichen Spaziergangs allein ließ; der Mond hing kopfüber am Himmel, er glich einem grellen Paradiesvogel, einem fantastischen Irrtum – ein solcher Mond, der dem Büroalltag und der langweiligen Routine zum Trotz Himmel und Straßen mit Licht überflutet, muß zwangsläufig grotesk wirken –, und während des Spaziergangs, der mich in stille Ecken führte, von einem kühlen Modergeruch begleitet und den Baumwipfeln, die ein plötzlicher Windstoß rauschen ließ, spürte ich auf einmal die alte Unbändigkeit wieder. Rückkehr und Rausch eines Gefühls. Mit Sexualität hat es eigentlich nichts zu tun. Mehr mit Abenteuer und Flucht, der Drang eines Jungen, von zu Hause wegzulaufen. Immer wieder spürbar, ein Wunsch, der unerfüllt bleibt, der mich unvermittelt wie ein Blitzstrahl durchzuckt, ein Schatten, den ich hinter mir herschleife und der in die entgegengesetzte Richtung drängt, obwohl er letztlich doch immer an meiner Seite geblieben ist, als wüßte er um die Unmöglichkeit jenes anderen Lebens, wie ein braver Hund, braver Hund, braver Hund. Er hat mich nie verlassen.

In dem Sommer, als ich fünfzehn war, hatte ich einen Job im »Storyland«, zusammen mit meiner Freundin Silsby

Chaussée, um die es hier eigentlich geht. Storyland war ein Vergnügungspark, gut fünfzehn Kilometer außerhalb unseres Heimatstädtchens Horsehearts, etwa 400 Meter von dem See entfernt. Dort drehte sich alles um Figuren aus Kinderbüchern, es gab Kulissen und kleine Darbietungen, die sowohl Kinderreime – Hickory Dickory Dock oder Little Miss Muffet – als auch Märchen in Szene setzten. Schneewittchen. Hänsel und Gretel. Es gab Karussells und Rutschen. Wie bei der Alten Frau, die in einem Schuh wohnte, wo man den riesigen roten Stiefel bis ganz oben erklimmen konnte, um sich dann auf der Aluminiumlasche in einen Sandkasten gleiten zu lassen. Es gab die Drei Wilden Ziegenböcke – eine gewölbte Redwoodbrücke, ein riesiger Gipstroll und drei echte Ziegen, die man mit Roggenfutter aus dem Automaten beglücken konnte. Es gab ein Dschungelsafarigebiet, mit schwebenden Seilbrücken und falschen Krokodilen, die im Wasser trieben. Es gab die Frontiersiedlung mit einer nachgebauten Geisterstadt, die High-School-Jungs aus der Gegend als Cowboys verkleidet. Schließlich gab es noch die Memory Lane – ein überdachter Gang, der von dem Souvenirshop zum Ausgang führte, gesäumt von Gaslaternen und prächtig ausgestaffierten Schaufensterpuppen – mottenzerfressene Turnüren und Zylinder –, die wackelig an alten Kutschen lehnten. An Regentagen verbrachten Sils und ich manchmal unsere Mittagspause in Memory Lane, dann setzten wir uns auf eine von den Parkbänken, die an der Wand standen. Wir fielen aus dem Rahmen, waren fehl am Platz – halb Pantomimen, halb Vandalen. Aber die meisten Touristen lächelten bloß und beachteten uns nicht. Wir sangen zur blechern klingenden Musik, die vom Band kam, egal was es war – für gewöhnlich »After the Ball« oder »Beautiful Dreamer« –, manchmal war es jedoch einfach nur der Storyland-Song:

*Storyland, Storyland –
Kein Land von Traurigkeit.
Hier werden durch Zauberhand
Eure Träume Wirklichkeit.
Viele Märchen werden wahr
Und Kinderreime sonnenklar.
Storyland, Storyland –
Für die gaaanze Familie
(Und Großma-ma!)*

Bei dieser Coda über Großmama, die in einer Art vermindert Septime verhalte, wie die groteske Begleitmusik zu einem Zeichentrickfilm – waa-waa-waa –, mußten wir immer das Gesicht verziehen. Stets sangen wir mit, den Mund voller Sandwich, dann rissen wir ihn weit auf, um unser zerkautes Essen zu demonstrieren, sowie unser Entsetzen bei der Vorstellung, daß unsere Großmütter vielleicht hier im Park weilten, vor einem der Karussells Schlange standen.

*Und Großmama!
Iiuh!*

Sils war eine Schönheit – das Blau ihrer Augen ein intensives schwarzgesprenkeltes Aquamarin, ihre Haut glatt wie Seife, ihr Haar lang und schlickfarben, aber hier und da mit einer pirolgelben Strähne, in der sich das Sonnenlicht fing wie in einem Fluß.

Sie war von dem Manager als Cinderella angeheuert worden. Dafür mußte sie ein schulterfreies Abendkleid aus Satin tragen und in einer großen Kürbiskutsche aus Pappmaché herumfahren. Kleine Mädchen standen Schlange, um in die Kutsche zu klettern und mit ihr durch den Park zu fahren – das war eine der Attraktionen –, um schließlich neben einem riesigen Fliegenpilz abgesetzt zu werden.

Zwischendurch holte mich Sils auf eine Zigarette ab. Ich war Kassiererin am Eingang. Jeden Tag kamen allein durch eine einzige Registrierkasse sechstausend Dollar rein. Die Kunden beschwerten sich über die Preise, mogelten beim Alter der Kinder, zählten das Wechselgeld peinlich genau nach. »*Gardez les billets pour les manèges, s'il vous plaît*«, sagte ich zu den Kanadiern. Als Uniform trug ich einen Strohhut, ein rotweiß gestreiftes Kleid mit einer bauschigen roten Schürze und auf der Brust ein Namensschild: Hallo, ich bin Benoîte-Marie. Ich hatte zwar kleine Münzen in den Schürzensaum eingenäht, damit sie nicht bei jedem Windstoß hochwirbelte, aber sonst gab es wenig Möglichkeiten, das Kleid auch nur halbwegs erträglich zu machen. Ich habe einmal ein Mädchen gesehen, das im Jahr davor gefeuert worden war und in der Stadt immer noch dieses Kleid samt Schürze trug. Die Leute sagten, sie sei verrückt, und das war in der Tat nicht zu übersehen.

Im Sommer war die ganze Gegend voller kanadischer Touristen, die von hinter der Grenze aus Quebec kamen. Sils erzählte gern Anekdoten von ihrem alten Job als Kellnerin bei HoJo's: »Isch möschte Eier«, sagte mal ein Mann, der jedes einzelne Wort langsam in einem kleinen Taschenwörterbuch nachschlug.

»Wie hätten Sie die gern?« hatte sie ihn gefragt.

Der Mann blätterte weiter, um die richtigen Wörter zu finden. »Isch 'ätte gern ... ehm ... auf flache Teller.«

Es schien keine Rolle zu spielen, daß wir selbst zum Teil frankokanadischer Herkunft waren. *Sur le plat*. Spiegeleier. Es machte uns einfach Spaß, derbe, dumme Witze über diese Touristen zu erzählen, die zwar für die Wirtschaft unserer Gegend unentbehrlich waren, aber zu wenig Trinkgeld gaben, die Mädchen blöd anmachten, ihre Hemden offen trugen und ihre Bäuche aus der Hose quel-

len ließen, die sich beschwerten, dünne Zigarren rauchten und eine dreckige Lache hatten – uns war jeder Anlaß recht. Wir hatten eben gelernt, uns über die Touristen lustig zu machen, wie alle, die in Feriengebieten leben. Im Winter spotteten wir über die Städter, die in den Norden kamen, um auf dem Garnet Mountain bei Horsehearts Ski zu fahren. Sie trugen knallbunte Jacken und Steghosen und hatten teure Skier, doch mehr als durch den Schnee stapfen konnten sie nicht. Bei jedem Sturz jammerten sie, sie weinten, wenn ihre Skier sich lösten und die Piste hinunterglitten. Nur mit Jeansjacken, Jeanshosen und alten Schnürstiefeln ausgerüstet, sausten wir an ihnen vorbei. Wir grinsten schadenfroh und summten Songs von Janis Joplin, während wir in die stillen Haine hinabglitten. Wir trugen die Überlegenheit der Alteingessenen zur Schau. In solchen Momenten empfanden wir unsere relative Armut als Trumpf, die Schlagfertigkeit der Eingeborenen. Wenn Sils – Cinderella höchstpersönlich! – mich im Storyland für eine Zigarettenpause abholte, schloß ich meine Kasse ab und bat einen der Kartenabreiber, ein Auge darauf zu werfen, dann ging ich mit ihr in die Allee, die zwischen Hickory Dickory Dock und Peter Pans Paradies lag. Dort holten wir ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und rauchten jeweils zwei, Sobranies und Salems, die uns das Gefühl schenkten, verführerisch und weise zu sein. Manchmal stieß unsere Freundin Randi für ein Püuschen dazu, sie war Bo Peep, auf der Suche nach ihren verlorenen Schäfchen mußte sie durch den Park streifen, angetan mit einem vergoldeten Stab, weißgerüschten Hosen und einem Käppchen mit gelben Schleifen (mit weinerlicher Stimme fragte sie die Kinder: »Wo sind meine Schäfchen? Liebe Kinder, habt ihr meine Schäfchen gesehen?«).

»Habt ihr vielleicht meine verdammten Schafe gesehen?«

fragte sie uns, wenn sie in die Allee trat (oder in die Memory Lane, falls es gerade regnete und zufällig Mittagspause war) und ihre Rüschenhose hochzog, deren Gummiband sie ständig kratzte. Zehn Jahre später sollte Randi als Vertreterin für Mary-Kay-Kosmetik einen Nervenzusammenbruch erleiden: sie hörte zwar mit dem Verkaufen auf, aber nicht mit dem Bestellen; die Warenkartons stapelten sich in ihrem Keller, während Randi, statt sich von Tür zu Tür zu klopfen, ins Blaue fuhr, sich auf dem Wagenrücksitz betrank und das Bewußtsein verlor. Doch hier und jetzt, als rauchende Bo Peep, war sie voller Energie, ironisch und sehr jung. »Dachte ich's mir doch, daß ich euch Mädels hier finde.« Sie nahm einen raschen Zug, dann ging sie weiter, manchmal steckte ihr Rock hinten immer noch im Bund der Rüschenhose. »Randi, du hast 'nen tollen Arsch«, rief ihr Sils dann mit prüfendem Blick hinterher.

Wir mußten ständig vor Herb, dem Geschäftsführer, auf der Hut sein. (Was haben all diese kleinen Kinder wohl gedacht, als sich herausstellte, daß Cinderella und Bo Peep Nikotinflecken an den Fingern haben und nach Rauch stinken? fragte mich einmal mein Mann, der in der medizinischen Forschung tätig ist. Ich zuckte bloß die Achseln. Damals war das anders, murmelte ich. Andere Zeiten. Alle rauchten. Ihre Eltern rauchten auch.)

»Ihr habt meine Schäfchen auch nicht gesehen? Ach, ich habe sie verloren und weiß nicht, wo ich sie suchen soll!« Randis Stimme verlor sich in der Ferne, während Sils und ich die Lieder summten, die wir kannten, einige hatten wir in der Schule im Mädchenchor gelernt – mittelalterliche Weihnachtslieder, einen Teil des Deutschen Requiems von Brahms, das Duett aus *Lakmé*, den Titelsong aus *The Thomas Crown Affair* (Miss Field wäre stolz auf uns!) –, andere hatten wir gerade im Radio gehört, manche lernten wir

anhand von Liederheften, viel von Jimmy Webb. Sils mochte vor allem »Didn't we«, in der Version von Dionne Warwick, und übte zu Hause die Akkorde auf der Gitarre.

»This time we almost made our poem rhyme.« Sie griff in die imaginären Saiten, als webte sie Luft, den linken Arm von sich gereckt wie ein Gitarrenhals. »Yeah, yeah, yeah«, sagte ich, »und so weiter, und so fort.« Doch dann stimmte ich in den Gesang ein, hatte die Wärme des Klanges mich umgestimmt.

Ich übernahm die Altstimme. Immer war das mein Part. Ich probierte unterhalb der Melodie alles mögliche aus, um etwas zu finden, das dunkel und angenehm klang, etwas Tragendes – schmückendes Beiwerk, aber mit Tiefgang.

Danach zündete ich mir eine Zigarette an und schwieg.

»Heute morgen war ein Mädchen dabei, das ständig die Pailletten auf meinem Kleid betatscht hat, sie hat ganz entgeistert zu mir raufgestarrt, etwa so.« Sils ließ die Schultern hängen und den Kiefer sinken.

»Hast du ihr eine geklebt?« fragte ich.

»Ich hab sie windelweich geprügelt«, antwortete sie.

Ich mußte lachen. Sils auch, und als ihr tiefausgeschnittenes Oberteil leicht verrutschte, bemühte ich mich, ihr nicht auf die Brüste zu schielen; sie bewegten sich auf und ab, rückten ins Licht oder fielen in den Schatten zurück, und ich war davon fasziniert. Ich war flach, meine Brüste zwei fleischfarbene Beulen, und ich konnte es mir nicht leisten, Kleider mit Abnähern zu tragen, auch keine Nylonblusen oder dekolletierte Badeanzüge. Obwohl ich das Gegenteil behauptete, hatte ich noch nicht einmal meine Tage bekommen, dabei war ich schon fünfzehn. Die Begriffe »entwickelt« und »nicht entwickelt« erfüllten mich mit Angst und Haß. »Wenn du dich erst entwickelt hast« waren die Worte, mit denen meine Mutter gewöhn-

lich eine langatmige, peinigende Prophezeiung begann, oder die Schulkrankenschwester kam zur Aufklärung in den Biologieunterricht, und ich erstarrte auf meinem Stuhl, rührte nicht einen Muskel, versuchte zu verschwinden. Es schien mir eine traurige Wahrheit zu sein, aber außer mir war keiner bereit zu akzeptieren, daß ich mich niemals »entwickeln« würde. Allerdings versuchte ich, mich damit abzufinden: Schließlich hatte ich nicht darum gebeten, eine Mißgestalt zu sein, ich hätte mir nur Brüste gewünscht, um sie zu betrachten. Ich wollte sie hegen und pflegen, parfümieren und pudern. Aber ich mußte den Tatsachen ins Auge sehen: Ich war von Mutter Natur übergangen worden, dieser mit Blumengirlanden geschmückten Figur im weißen wallenden Kleid, die ich manchmal in den Werbespots für Margarine bewundern konnte, während sie ein Gewitter heraufbeschwor. Sie hatte mich einfach übersehen.

Und so erzählte ich auf meine Kosten lange selbstironische Busenwitze und übte mich in Vergleichen wie Spiegelsei, Bügelbrett, Schlangenbiß, Mückenstich, plattgewalzte Blechdose oder überfahrenes Tier, Pfannkuchen, Brett mit Nägeln und Topflappen; für mich waren Brüste immer noch eine Kuriosität. Noch ein paar Jahre zuvor hatten Sils und ich gemeinsam jedes Pornoheft, das wir uns beschaffen konnten, eingehend studiert, oder die Anzeigen für W.-T.-Grant-Unterwäsche, selbst die Land-O-Lakes-Butter war vor uns nicht sicher, wir hatten das Indianermädchen von der Packung ausgeschnitten und deren Knie entsprechend gefalzt, damit sie wie Brüste aus einem Schlitz in ihrem Oberkörper hervorlugten. Wir lachten auf faszinierte, obszöne Weise. Wir waren von Brüsten besessen. Wir stopften Waschlapen, Teetassen, Golfbälle, Tennisbälle, Wattebäuschchen in unsere Blusen. Einmal brachten

wir ihre Mutter, die schon lange geschieden war und bis spät in die Nacht als Rezeptionistin im Landmark Motel arbeitete, dazu, uns ihren Busen zu zeigen. Sie war eine nachgiebige und schuldbewußte Mutter, restlos erschöpft von ihren großen Söhnen (die lärmenden Proben mit der Band im Keller; ständig wechselnde Freundinnen; die kurzfristigen halbjährlichen Trips über die Grenze nach Kanada, um nicht doch noch eingezogen zu werden; die Spaghetti, die sie als »Windspiel« auf die Veranda hängten; die Schnappschüsse, die sie in den Kühlschrank klebten und auf denen man sah, was der Hund mit dem Müll ange richtet hatte). Sie hatte Angst, daß sie ihre kleine Tochter vernachlässigt haben könnte, um ihre Familie durchzu bringen. So kam es, daß sie, als wir »Zeig uns deine Brüste, zeig uns deine Brüste!« skandierten, zu unserer Überraschung tatsächlich ihren Pullover hochschob. Sie hakte ihren Büstenhalter auf und gab den Blick auf ihre Brüste frei, verwirrt schaute sie uns an, während wir darauf starrten – sie waren von Adern durchzogen, dunkel und befremdlich.

Doch nun schien nur ich übriggeblieben zu sein. Ich war die einzige, die noch besessen war.

Die Frühlingssonne hatte Sils' Dekolleté mit Sommersprossen besprenkelt, und ihr seidiges Haar, das sie mit Bier und Apfelwein spülte, glänzte wie Weihnachtsfolie. »Ich fragte sie immer wieder, wie heißt du denn?« erzählte Sils. »Wo gehst du denn zur Schule? – du kleiner Kotzbrocken – magst du deine Lehrerin? Lauter Sachen, die eine echte Cinderella niemals sagen würde, aber das Mädchen war wie verzaubert.«

»Ohne dich zu bezaubern.« Das war die Art pedantischer Wortklauberei, in die ich nur allzugern verfiel, ein mageres, unterentwickeltes Mädchen, das durch gute Noten glänzte.

»Sie hat ständig nach dem Prinzen gefragt. Sie ist nicht *zwei*. Man sollte doch meinen, daß sie's kapiert. *Ceci n'est pas une pipe.*« Sils hatte sich alle Dias aus dem Kunstgeschichtskurs eingepägt. »Es gibt keinen Prinzen.«

Ich rauchte die Sobranie bis zu dem giftgoldenen Filter auf. Den Rauch blies ich aus der Nase wie ein Drache. »*Was* du nicht sagst«, entgegnete ich. »Du *bist* gar nicht Cinderella?« Als Mädchen waren wir nie sonderlich geistreich, aber damals waren wir vom Gegenteil überzeugt. Wir fanden es unerhört witzig, mein oder ihr Kinn als »die Farm der glücklichen Pickel« zu bezeichnen. In einem Städtchen, wo jeder solche Ausdrücke gebrauchte wie »Jesus nee« und »shiiish«, sagten wir »fuck« – aber in einem verruchten, verschwörerischen Tonfall. »What the fuck, Babe.« Sils sagte das gern, mit einem spöttischen, rauchvernebelten Lachen. Ich sagte das gleiche. Als sie in der achten Klasse war, schlug ihre Stirn einmal aus und sie versuchte die Pickel wegzurasieren. Damals war das gar nicht lustig – ihre Stirn blutete eine Woche lang –, doch als wir lange danach Lust zum Lachen hatten, brachten wir es einfach wieder zur Sprache: »Weißt du noch, als du dir die Stirn rasiert hast? What the *fuck*, Babe«, und schon lagen wir am Boden. Wir suchten nach Geheimnissen. Wir suchten nach Geschichten und Mißgeschicken, an denen wir uns wie mit Lachgas berauschen konnten. Wir liebten diese heftigen, krampfartigen Lachanfalle, bei denen zunächst kein Laut nach außen drang, bis wir schließlich wiehernd nach Luft schnappen mußten.

Mit einer Hand zeigte sie mir erst den Finger, dann ließ sie ihre glühende Sobranie zwischen Daumen und Zeigefinger der anderen Hand baumeln. Aber sie lächelte. Sie zuckte mit den Achseln. Sie summte vor sich hin. Sie sagte »Hör zu« und stieß laut rülpsend die Kohlensäure der Fresca-

Limo wieder aus. Sie war mein Idol, und soweit ich mich erinnern konnte, war sie es immer schon gewesen. Dank ihrer Gegenwart – von Zigarettenpause zu Mittagspause zu Zigarettenpause – konnte ich die öden Tage überstehen. Wir hatten im Mai mit der Arbeit im Storyland begonnen, zunächst nur an den Wochenenden und während des Hochbetriebs am Memorial Day. Nachdem die Schule Anfang Juni aufgehört hatte, arbeiteten wir dort sechs Tage die Woche. Bis es soweit war, trafen wir uns während der Schulzeit auf dem Friedhof, um zu rauchen. Jeden Tag gönnten wir uns das, was wir das »Grabmahl« nannten. Ich kletterte über den Hügel, lief die blaue Wiese entlang, wo Alpenlein und Ehrenpreis blühten, an der zerfallenen Laube und den Birnbäumen vorbei, den Kiesweg hinunter zu dem Sumpf, der mit Holzplanken abgedeckt war, und dann wieder hinauf zu den Grabsteinen, wo Sils auf mich wartete, die aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war. Sie wohnte in einer kleinen, eichenbestandenen Straße, die als Sackgasse in den Friedhof mündete (der dicht neben ihrem Haus lag). »Ist diese Straße vielleicht ein Symbol oder wie?« fragte Sils jeden, der zu Besuch kam. Vor allem die Jungs. Die Jungs vergötterten sie. Sils war, wie mein Mann einmal ironisch bemerkte, »oh, sicher ein *cooles* Mädchen. Hab ich recht? Einer dieser abgebrühten jungen Hüpfen aus Dingsville?« Sie konnte Noten lesen, ein bißchen malen; sie hatte große Brüder, die in einer Rockband spielten. Sie war das außergewöhnlichste Mädchen in ganz Horsehearts, wozu nicht gerade viel gehörte, aber man muß sich vor Augen führen, welche Folgen das für sie hatte. Was das für ihr Leben bedeuten konnte. Und obwohl ich sie heute aus den Augen verloren habe, wäre damals ein solcher Verlust für mich unvorstellbar gewesen. Aber immer noch spekuliere ich darüber, welche Motive